Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 62. Bromberg, den 7. August 1923.

Gustav Adolfs Page.

Novelle von Conrad Ferdinand Meyer.

(3. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

IV.

In der Dämmerstunde desselben ereignisvollen Tages wurde dem Könige ein mit einem richtig befundenen Salvokondukt versehener friedländischer Hauptmann gemeldet. Es mochte sich um die Bestattung der in dem letzten Zusammenstoße Gefallenen oder sonst um ein Abkommen handeln, wie sie zwischen sich gegenüberliegenden Heeren getroffen werden.

Page Leubelfing führte den Hauptmann in das eben leere Empfangszimmer, ihn hier zu verziehen bittend; er werde ihn ansagen. Der Wallensteiner aber, ein hagerer Mann mit einem gelben verschlossenen Gesichte, hielt ihn zurück: er ruhe gern einen Augenblick nach seinem raschen Ritte. Nachlässig warf er sich auf einen Stuhl und verwickelte den Pagen, der vor ihm stehen geblieben war, in ein gleichgültiges Gespräch.

„Mir ist“, sagte er leichthin, „die Stimme wäre mir bekannt. Ich bitte um den Namen des Herrn.“ Leubelfing, der gewiß war, diese kalte und diktatorische Gebärde nie in seinem Leben mit Augen gesehen zu haben, erwiderte unbefangen: „Ich bin des Königs Page, Leubelfing von Nüremberg, Gnaden zu dienen.“

„Eine kunstfertige Stadt“, bemerkte der andere gleichgültig. „Tue mir der junge Herr den Gefallen, diesen Handschuh — es ist ein linker — zu probieren. Man hat mir in meiner Jugend bei den Jesuiten, wo ich erzogen wurde, die demütige und dienstfertige Gewohnheit eingeprägt, die sich jetzt für meine Hauptmannschaft nicht mehr recht schicken will, verlorene und am Wege liegende Gegenstände aufzuheben. Das ist mir nun so geblieben.“ Er zog einen ledernen Reithandschuh aus der Tasche, wie sie damals allgemein getragen wurden. Nur war dieser von einer ausnahmsweisen Eleganz und von einer auffallenden Schlankheit, so daß ihn wohl neun Zehntel der wallensteinischen oder schwedischen Soldatenhände hineinfahrend mit dem ersten Ruck aus allen Nähten gesprengt hätten. „Ich hob ihn draußen von der untersten Stufe der Freitreppe.“

Leubelfing, durch den kurzen Ton und die befehlende Rede des Hauptmanns etwas gestoßen, aber ohne jedes Mißtrauen, ergriff in gefälliger Höflichkeit den Handschuh und zog sich denselben über die schlanken Finger. Er saß wie angegossen. Der Hauptmann lächelte zweideutig. „Er ist der Eurige“, sagte er.

„Nein, Hauptmann“, erwiderte der Page befremdet, „ich trage kein so feines Leder.“ „So gebt mir ihn zurück!“ und der Hauptmann nahm den Handschuh wieder an sich.

Dann erhob er sich langsam von seinem Stuhl und verneigte sich, denn der König war eingetreten.

Dieser tat einige Schritte mit wachsendem Erstaunen und seine starkgewölbten strahlenden Augen vergrößerten sich. Dann richtete er an den Gast die zögernden Worte: „Ihr hier, Herr Herzog?“ Er hatte den Friedländer nie von Angesicht gesehen, aber oft dessen überallhin verbreitete Bildnisse betrachtet, und der Kopf war so eigentümlich, daß man ihn mit keinem andern verwechseln konnte. Wallenstein bejahte mit einer zweiten Verneigung.

Der König erwiderte sie mit ernster Höflichkeit: „Ich grüße die Hoheit und stehe zu Diensten. Was wollet Ihr von mir, Herzog?“ Er winkte den Pagen mit einer Gebärde weg.

Leubelfing flüchtete sich in seine anliegende Kammer, welche, ärmlich ausgerüstet, ein schmaler Riemen, zwischen dem Empfangszimmer und dem Schlafgemach des Königs, dem ruhigsten des Hauses, lag. Er war erschreckt, nicht durch die Gegenwart des gefürchteten Feldherrn, sondern durch das Unheimliche dieses späten Besuches. Ein dunkles Gefühl zwang ihn, denselben mit seinem Schicksale in Zusammenhang zu bringen.

Mehr von Angst als von Neugierde getrieben, öffnete er leise einen tiefen Schrank, aus welchem er — wenn es gesagt werden muß — durch eine Wandspalte den König schon einmal — nur einmal — belauscht hatte, um ihn ungestört und nach Herzenslust zu betrachten. Daß sein Auge und abwechselnd sein Ohr jetzt die Spalte nicht mehr verließ, dafür sorgte der seltsame Inhalt des belauschten Gespräches.

Die sich Gegenübersitzenden schwiegen eine Weile, sich betrachtend, ohne sich zu fixieren. Sie wußten, daß, nachdem die das Schicksal Deutschlands bestimmende Schachpartie mit vieldeutigen Zügen und verdeckten Plänen begonnen und sich auf allen Feldern verwickelt hatte, vor der entscheidenden, eine neue Lage der Dinge schaffenden Schlacht das unterhandelnde Wort nicht am Platze und ein Übereinkommen unmöglich sei. Diesem Gefühle gab der Friedländer Ausdruck. „Majestät,“ sagte er, „ich komme in einer persönlichen Angelegenheit.“ Gustav lächelte kühl und verbindlich. Der Friedländer begann:

„Ich pflege im Bette zu lesen, wann mich der Schlaf meidet. Gestern oder heute früh fand ich in einem französischen Memoirenwerke eine unterhaltende Geschichte. Eine wahrhaftige Geschichte mit wörtlicher Angabe der gerichtlichen Deposition des Admirals — ich meine den Admiral Coligny, den ich als Feldherrn zu schätzen weiß. Ich erzähle sie mit der Erlaubnis der Majestät. Bei dem Admiral trat eines Tages ein Partisan ein, Poltrot oder wie der Mensch hieß. Wie ein halb Wahnsinniger warf er sich auf einen Stuhl und begann ein Selbstgespräch, worin er sich über den politischen und militärischen Gegner des Admirals, Franz Guise, leidenschaftlich äußerte und davon redete, den Lothringer aus der Welt zu schaffen. Es war, wie gesagt, das Selbstgespräch eines Geistesabwesenden und es stand bei dem Admiral, welchen Wert er darauf legen wollte — ich möchte die Szene einem Dramatiker empfehlen, die wäre wirksam. Der Admiral schwieg, da er das Gerede des Menschen für eine leere Prahlerei hielt, und Franz Guise fiel, von einer Kugel —“

„Hat Coligny so gehandelt“, unterbrach der König, „so tadle ich ihn. Er tat unmenschlich und unchristlich.“

„Und unritterlich,“ höhnte der Friedländer kalt.

„Zur Sache, Hoheit,“ bat der König.

„Majestät, etwas Ähnliches ist mir heute begegnet, nur hat der zum Mord sich Erbietende eine noch künstlichere Szene ins Werk gesetzt. Einer der Eurigen wurde gemeldet, und da ich eben beschäftigt war, ließ ich ihn in das Nebenzimmer führen. Als ich eintrat, war er in der schwülen Mittagsstunde entschlummert und sprach heftig im Traume Nur wenige gestammelte Worte, aber ein Zusammenhang ließ sich erraten . Wenn ich daraus klug geworden bin, hätte ihn Eure Majestät, ich weiß nicht womit, tötlich beleidigt, und er wäre entschlossen, ja genötigt, den König von Schweden umzubringen um jeden Preis, oder wenigstens um einen anständigen Preis, was ihm leicht sein werde, da er in der Nähe der Majestät und in deren täglichem

Umgang lebe. Ich weckte dann den Träumenden, ohne ein Wort mit ihm zu verlieren, wenn nicht, daß ich nach seinem Begehr fragte. Es handelte sich um Auskunft über einen schon vor Jahren in kaiserlichem Dienste verschollenen Rheinländer, ob er noch lebe oder nicht. Eine Erbsache. Ich gab Bescheid und entließ den Listigen. Nach seinem Namen fragte ich ihn nicht; er hätte mir einen falschen angegeben. Ihn aber auf das Zeugnis abgerissener Worte einer gestammelten Traumrede zu verhaften, wäre untunlich und eine schreiende Ungerechtigkeit gewesen."

„Freilich," stimmte der König bei.

„Majestät," sprach der Friedländer jede Silbe schwer betonend, „du bist gewarnt!"

Gustav sann. „Ich will meine Zeit nicht damit verlieren und mein Gemüt nicht damit vergiften," sagte er, „so zweifelhaften und verwischten Spuren nachzugehen. Ich stehe in Gottes Hand. Hat die Hoheit keine weiteren Zeugen oder Indizien?"

Der Friedländer zog den Handschuh hervor. „Mein Ohr und diesen Lappen da! Ich vergaß der Majestät zu sagen, daß der Träumer schlank war und ein ganz charakterloses, nichtssagendes Gesicht, offenbar eine jener eng anschließenden Larven trug, wie sie in Venedig mit der größten Kunst verfertigt werden. Aber seine Stimme war angenehm markig, ein Bariton oder tiefer Alt, nicht unähnlich der Stimme Eures Pagen, und der Handschuh, der ihm entfiel und bei mir liegen blieb, sitzt selbigem Herrn wie angegossen."

Der König lachte herzlich. „Ich will mein schlummerndes Haupt in den Schoß meines Leubelfings legen," beteuerte er.

„Auch ich," erwiderte der Friedländer, „kann den jungen Menschen nicht beargwöhnen. Er hat ein gutes, ehrliches Gesicht, dasselbe kecke Bubengesicht, womit meine barfüßigen böhmischen Bauernmädchen herumlaufen. Doch, Majestät, ich bürge für keinen Menschen. Ein Gesicht kann täuschen und — täuschte es nicht — ich möchte keinen Pagen um mich sehen, wäre es mein Liebling, dessen Stimme klingt wie die Stimme meines Hassers, und dessen Hand dasselbe Maß hat wie die Hand meines Meuchlers. Das ist dunkel. Das ist ein Verhängnis. Das kann verderben."

Gustav lächelte. Er mochte sich denken, daß der großartige Emporkömmling jetzt, da er durch seinen ungeheuerlichen Pakt mit dem Habsburger das Reich des Unausführbaren und Chimärischen betreten hatte, mehr als je allen Arten von Aberglauben huldigte. Den innern Widerspruch durchschauen zwischen dem Glauben an ein Fatum und den Versuchen, dieses Fatum zu entkräften, wollte der seines lebendigen Gottes Gewisse mit keinem Worte, nicht mit einer Andeutung ein Gebiet berühren, wo das Blendwerk der Hölle, wie er glaubte, sein Spiel trieb. Er ließ das Gespräch fallen und erhob sich, dem Herzoge für sein loyales Benehmen dankend. Doch griff er dabei nach dem Handschuh, welchen der Friedländer nachlässig auf ein zwischen ihnen stehendes Tischchen geworfen hatte, aber mit einer so kurzsichtigen Gebärde, daß sie dem scharfblickenden Wallenstein, der sich gleichfalls erhoben hatte, seinerseits ein unwillkürliches Lächeln abnötigte.

„Ich sehe mit Vergnügen," scherzte der König, den Friedländer gegen die Türe begleitend, „daß die Hoheit um mein Leben besorgt ist."

„Wie sollt' ich nicht?" erwiderte dieser. „Ob sich die Majestät und ich mit unsern Armaden bekriegen, gehören die Majestät und ich" — der Herzog wich höflich einem „wir" aus — „dennoch zusammen. Einer ist undenkbar ohne den andern und" — scherzte er seinerseits — „stürzte die Majestät oder ich von dem einen Ende der Weltschaukel, schlüge das andere unsanft zu Boden."

Wieder sann der König und kam unwillkürlich auf die Vermutung, irgendeine himmlische Konjunktur, eine Sternstellung habe dem Friedländer ihre beiden Todesstunden im Zusammenhange gezeigt, eine der anderen folgend mit verstohlenen Schritten und verhülltem Haupte. Seltsamerweise gewann diese Vorstellung trotz seines Gottvertrauens plötzlich Gewalt über ihn. Jetzt fühlte der christliche König, daß die Atmosphäre des Aberglaubens, welche den Friedländer umgab, ihn anzustecken beginne. Er tat wieder einen Schritt gegen den Ausgang.

„Die Majestät," endete der Friedländer fast gemütlich seinen Besuch, „sollte sich wenigstens ihrem Kinde erhalten. Die Prinzeß lernt brav, wie ich höre, und ist der Majestät an das Herz gewachsen. Wenn man keine Söhne hat! Ich bin auch solch ein Mädchenpapa!" Damit empfahl sich der Herzog.

Noch sah der Page, welchem das belauschte Gespräch wie ein Gespenst die Haare zu Berge getrieben hatte, daß Gustav sich in seinen Sessel warf und mit dem Handschuh spielte. Er entfernte das Auge von der Spalte, und in die Kammer zurückwankend, warf er sich neben dem Lager nieder, den Himmel um die Bewahrung seines Helden anflehend, dem seine bloße Gegenwart — wie der Friedländer meinte und er selbst nun zu glauben begann — ein geheimnisvolles Unheil bereiten konnte. „Was es mich koste," gelobte sich der Verzweifelnde, „ich will mich von ihm losreißen, ihn von mir befreien, damit ihn meine unheimliche Nähe nicht verderbe."

Da er ungerufen blieb, schlich er sich erst wieder zum Könige in jener Freistunde, welche dann zu ihrer größeren Hälfte in gleichgültigem Gespräche verfloß. Wenn nicht, daß der König einmal hinwarf: „Wo hast du dich heute gegen Mittag umgetrieben, Leubelfing? Ich rief dich und du fehltest." Der Page antwortete dann der Wahrheit gemäß: er habe mit dem Bedürfnis, nach den erschütternden Szenen des Morgens freie Luft zu schöpfen, sich auf das Roß geworfen und es in der Richtung des wallensteinischen Lagers, fast bis in die Tragweite seiner Kanonen getummelt. Er wollte sich einen freundlichen Verweis des Königs zuziehen, doch dieser blieb aus. Wieder nahm das Gespräch eine unbefangene Wendung und jetzt schlug die zehnte Stunde. Da hob Gustav mit einer zerstreuten Gebärde den Handschuh aus der Tasche und ihn betrachtend sagte er: „Dieser ist nicht der meinige. Hast du ihn verloren, Unordentlicher, und ich ihn aus Versehen eingesteckt? Laß schauen!" Er ergriff spielend die linke Hand des Pagen und zog ihm das weiche Leder über die Finger. „Er sitzt," sagte er.

Der Page aber warf sich vor ihm nieder, ergriff seine Hände und überströmte sie mit Tränen. „Lebe wohl", schluchzte er, „mein Herr, mein Alles! Dich behüte Gott und seine Scharen!" Dann jählings aufspringend, stürzte er hinaus wie ein Unsinniger. Gustav erhob sich, rief ihn zurück. Schon aber erklang der Hufschlag eines galoppierenden Pferdes und — seltsam — der König ließ weder in der Nacht noch am folgenden Tage Nachforschungen über die Flucht und das Verbleiben seines Pagen anstellen. Freilich hatte er alle Hände voll zu tun; denn er hatte beschlossen, das Lager bei Nüremberg aufzuheben.

Leubelfing hatte den gestreckten Lauf seines Tieres nicht angehalten, dieses ermüdete von selbst am äußersten Lagerende. Da beruhigten sich auch die erregten Sinne des Reiters. Der Mond schien taghell und das Roß ging im Schritt. Bei klarerer Überlegung erkannte jetzt der Flüchtling im Dunkel jenes Ereignisses, das ihn von der Seite des Königs vertrieben hatte, mit den scharfen Augen der Liebe und des Hasses seinen Doppelgänger. Es war der Lauenburger. Hatte er nicht gesehen, wie der Gebrandmarkte die Faust gegen die Gerechtigkeit des Königs geballt hatte? Besaß der Gestrafte nicht den Scheinklang seiner Stimme? War er selbst nicht Weibes genug, um in jenem fürchterlichen Augenblicke die Kleinheit der geballten fürstlichen Faust bemerkt zu haben? Gewiß, der Lauenburger sann Rache, sann Mord gegen das geliebte Haupt. Und in dieser Stunde unheimlicher Verfolgung und Beschleichung seines Königs hatte sich Leubelfing aus der Nähe des Bedrohten verbannt. Eine unendliche Sorge für das Liebste, was er besessen, preßte ihm das Herz zusammen und löste sich bei dem Gedanken, daß er es nicht mehr besitze, in ein beklommenes Schluchzen und dann in unbändig stürzende Tränen. Eine schwedische Wacht, ein Musketier mit schon ergreistem Knebelbarte, der den schlanken Reiter weinen sah, verzog den Mund zu einer lustigen Grimasse, fragte dann aber gutmütig: „Sinnt der junge Herr nach Hause?" Leubelfing nahm sich zusammen und langsam weiterreitend entschloß er sich mit jener Keckheit, die ihm die Natur gegeben und das Schlachtfeld verdoppelte hatte, nicht aus dem Lager zu weichen. „Der König wird es abbrechen", sagte er sich, „ich komme in einem Regiment unter und bleibe während der Märsche und Ermüdungen unbekannt! Dann die Schlacht!"

Jetzt gewahrte er einen Oberst, welcher die Lagerstraßen wachsam abritt. Das Licht des Mondes war so kräftig, daß man einen Brief dabei hätte entziffern können. So erkannte er auf den ersten Blick einen Freund seines Vaters, denselben, welcher dem Hauptmann Leubelfing in dem für ihn tödlichen Duell sekundiert hatte. Er trieb seinen Fuchs zu der Linken des Schweden. Der Oberst, der in der letzten Zeit meist auf Vorposten gelegen, betrachtete den jungen Reiter aufmerksam. „Entweder ich irre mich," begann er dann, „oder ich habe Euer Gnaden, wenn auch auf einige Entfernung, als Pagen neben dem Könige reiten sehen? Wahrlich, jetzt erkenne ich Euch wieder, ob Ihr auch etwas mondenblaß und schwermütig ausschaut." Dann, plötzlich von einer Erinnerung überrascht: „Seid Ihr ein Nüremberger," fuhr er fort, „und mit dem seligen Hauptmann Leubelfing verwandt? Ihr gleichet ihm zum Erschrecken, oder eigentlich seinem Kinde, dem Wildfang, der Gustel, die bis in ihr sechzehntes Jahr mit uns geritten ist. Doch Mondenlicht trügt und hext. Steigen wir ab. Hier ist mein Zelt." Und er übergab sein Roß und das des Pagen einem ihn erwartenden Diener mit plattgedrückter Nase und breitem Gesicht,

welcher seinen Gebieter mit einem gutmütigen stupiden Lächeln empfing.

„Mache sich's der Herr bequem," lud der Alte den Pagen ein, ihm einen Feldstuhl bietend und sich auf seinen harten Schragen niederlassend. Zwei Windlichter gaben eine schwankende Helle.

Jetzt fuhr der Oberst ohne Zeremonie mit seiner breiten ehrlichen Hand dem Pagen durch das Haar. Auf der bloßgelegten Stirnhöhe wurde eine alte aber tiefeingeschnittene Narbe sichtbar. „Gustel, du Narre," brach er los, „meinst, ich hätt's vergessen, wie dich das ungarische Fohlen, die Hinterhufen aufwerfend, über seinen Starrkopf schleuderte, daß du durch die Luft flogest und wir dreie dich für tot auflasen, die heulende Mutter, der Vater blaß wie ein Geist und ich selber herzlich erschrocken? Ein perfekter Soldat, der selige Leubelfing, mein bester Hauptmann und mein Herzensfreund! Nur ein bißchen toll, wie du es auch sein wirst, Gustel! Alle Wetter, Kind, wie lange schon treibst du dein Wesen um den König? Schaust übrigens akkurat wie ein Bube! Hast dir das blonde Kraushaar im Nacken wegrasiert, Kobold?" und er zupfte sie. „Mach' dir nur nicht vor, du seiest das einzige Weibsbild im Lager! Sieh' dir mal den Jakob Erichson an, meinen Kerl!" Der Bursche trat eben mit Flaschen und Gläsern ein. „Ein Mann wie du! Keine Angst, Gustel! Er hat nicht ein deutsches Wort erlernen können. Dazu ist er viel zu dumm. Aber ein kreuzbraves, gottesfürchtiges Weib! Und garstig! Übrigens die einfachste Geschichte von der Welt, Gustel: Sieben Schreihälse, der Ernährer ausgehoben, sein Weib für ihn eintretend. Der denkbar beste Kerl! Ich könnte ihn nur gar nicht mehr entbehren!"

Der Page betrachtete das brave Geschöpf mit entschiedenem Widerwillen, während der Oberst weiterpolterte. „Alle Wege ein starkes Stück, Gustel, neben dem Könige dich einzunisten, der die Weibsen in Mannstracht verabscheut! Hast eine Fabel gespielt, was sie auf den Bänken von Upsala ein Monodrama nennen, wenn eine Person für sich mutterseelenallein jubelt, fürchtet, verzagt, empfindet, tragiert, imaginiert! Und hast dir Gott weiß wieviel darauf eingebildet, ohne daß eine sterbliche Seele etwas davon wußte oder sich einen Deut darum kümmerte. Du blickst unmutig? Halsgefährlich, Kind, war es gerade nicht! Wurdest du entlarvt: „Pack dich, dummes Ding!" hätte er dich gescholten und den nächsten Augenblick an etwas anderes gedacht. Ja, wenn dich die Königin demaskiert hätte! Puh! Nun sag ich: man soll die Kinder nicht küssen! So'n Kuß schläft und lodert wieder auf, wenn die Lippen wachsen und schwellen. Und wahr ist's und bleibt's, der König hat dich mir einmal von den Armen genommen, Patchen, und hat dich geherzt und abgeküßt, daß es nur so klatschte! Denn du warest ein keckes und hübsches Kind." Der Page wußte nichts mehr von dem Kuß, aber er empfand ihn wild errötend.

„Und nun, Wildfang, was soll werden?" Er sann einen Augenblick. „Kurz und gut, ich trete dir mein zweites Zelt ab! Du wirst mein Galopin, gibst mir dein Ehrenwort, nicht auszureißen und reitest mit mir bis zum Frieden. Dann führ ich dich heim nach Schweden in mein Gehöft bei Gefle. Ich bin einzeln. Meine zwei Jüngeren, der Axel und der Erich —" er zerdrückte eine Träne. „Für König und Vaterland!" sagte er. „Der übriggebliebene Älteste lebt mir in Falun, ein Diener am Wort mit einer fetten Pfründe. Da hast du dann die Wahl zwischen uns beiden." Page Leubelfing gelobte seinem Paten, was er sich selbst schon gelobt hatte, und erzählte ihm darauf sein vollständiges Abenteuer mit jenem Wahrheitsbedürfnis, das sich nach lange getragener Larve so gebieterisch meldet, wie Hunger und Durst nach langem Fasten.

Der Alte dachte sich seine Sache und erlustigte sich dann besonders an dem Vetter Leubelfing, dessen Konterfei er sich von dem Pagen entwerfen ließ. „Der Flachskopf", philosophierte er, „kann nichts dafür, eine Memme zu sein. Es liegt in den Säften. Auch mein Sohn, der Pfarrer in Falun, ist ein Hase. Er hat es von der Mutter."

(Schluß folgt.)

Die deutsche Kunst in Polen.

Vor kurzem ist der polnische Staat an die deutsche Reichsregierung mit dem Verlangen herangetreten, ihm die Madonna des Botticelli, die seinerzeit aus dem Nachlaß des Grafen Raczyński an das Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin übergegangen ist, auszuliefern. Diese Forderung, über deren Rechtswirksamkeit auf Grund des Friedensvertrages noch nicht entschieden ist, gibt E. Boerschel in der „Königsb. Allgem. Zeitg." Gelegenheit, an die deutsche Kunst und das deutsche Kunsthandwerk der früheren Provinz Posen zu erinnern, deren Schätze jetzt, außer dem wertvollen Posener Museum, in polnische Hände übergegangen sind. Der Verfasser berichtet:

Bereits während des 15. und 16. Jahrhunderts war das deutsche Kunsthandwerk in der Provinz Posen zu beachtenswerter Entfaltung gelangt. Architekten aus Pommern und der Mark, Peter Vischer und Veit Stoß aus Nürnberg, Hans von Kulmbach kamen damals herüber, um in den polnischen Landesteilen Werke ihrer Kunst zu hinterlassen. Die Dome und älteren Kirchen der Provinz Posen sind angefüllt mit deutschen Kunstschätzen. Der alte Innungsbesitz ist durchweg deutsche Arbeit. Deutsche Architekten bauten die schönsten Kirchen, deutsche Goldschmiede lieferten die heiligen Geräte, deutsche Bildhauer modellierten Statuen und Altäre, deutsche Maler schufen Altar- und Deckengemälde, deutsche Erzgießer gossen Grabplatten, deutsche Gießer fertigten die Glocken, deutsche Weber und Wirker Decken und Meßgewänder. „Nicht durch eine ränkevolle Politik, sondern auf friedlichem Wege, durch unsere Arbeit haben wir die wirkliche Herrschaft über dieses Land gewonnen", schrieb Gustav Freytag. Wer wollte es heute für möglich halten, daß im 15. Jahrhundert der Einfluß der Deutschen in der Provinz Posen so stark war, daß in der Pfarrkirche Posens und selbst in der polnischen Landeshauptstadt Krakau der Gottesdienst in deutscher Sprache abgehalten wurde?

Die ersten Äußerungen deutschen Kunsteinflusses würden wir an dem Gnesener und Posener Dom erkennen, wenn die Umbauten späterer Zeiten ihre ursprüngliche Gestalt nicht verwüstet hätten. In ihrer eigenartigen Schönheit erhalten ist uns am Gnesener Dom aus seiner ersten Epoche nur noch die erzene Flügeltür. Diese Tür, ein bedeutendes Kunstwerk aus romanischer Zeit und mit achtzehn Reliefs aus dem Leben des heiligen Adalbert geschmückt, ist ein Werk derselben niedersächsischen Gießerschule, die die großen Erztüren der Dome zu Hildesheim und Nowgorod goß. Ende des 12. Jahrhunderts wurden dann in der Provinz Posen mehr und mehr die Klöster die Mittelpunkte deutscher Kultur. Besonders der Orden der Cisterzenser. Seit der Mitte des 12. Jahrhunderts hat er in Lekno, Paradies, Crone a. B. und Priment Klöster gegründet. Sie blieben mit ihren deutschen Mutterklöstern in innigstem Verbande und nahmen bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts ausschließlich deutsche Mönche auf. Ihnen folgten im 13. Jahrhundert die Franziskaner und Dominikaner, die sich an allen wichtigen Plätzen niederließen und den deutschen Einwanderern festen Schutz gewährten. Der zweitürmige Westbau der St. Marienkirche in Hohensalza und der Steinbau der Kirche zu Kruschwitz am Goplosee rühren aus dieser Epoche her. Sie sind die bedeutendsten Werke des romanischen Ziegelbaues in der ehemaligen Provinz Posen.

Im 15. Jahrhundert steht hier die deutsche Kunst in voller Blüte. Die Bauhütte des Heinrich Brunsberg von Stettin, die 1401 den Bau der St. Katharinenkirche in Brandenburg a. H. und des Rathauses zu Tangermünde begann, erbaute 1433 die St. Marienkirche gegenüber dem Dome zu Posen und vier Jahre danach die katholische Pfarrkirche zu Kurnik. Ungefähr zur selben Zeit goß Peter Vischer seine vier Grabplatten für den Posener Dom; eine sechste in der katholischen Pfarrkirche zu Samter. Für den Gnesener Dom fertigte Veit Stoß die wundervolle Grabplatte des Erzbischofs Olesnicki. Ein anderer Erzgießer, Jost Tauchen, goß die leider verloren gegangene Grabplatte für den Erzbischof Jakob im Gnesener Dom. Der Goldschmied Jakob Barth vollendete sein aus Silber getriebenes, außerordentlich schönes Reliquiar für den Kopf des heiligen Adalbert im Dom zu Gnesen. Zwei Brüder Albrecht Dürers, Andreas und Hans, gingen mit Aufträgen an den polnischen Hof zu Krakau. Von Werken deutscher Malerei aus dieser Zeit weist die Pfarrkirche zu Samter einen kostbaren Flügelaltar von einem bedeutenden Meister der fränkischen Schule auf. An Kirchen, die besonders niedersächsischen Geist atmen, entstanden die spätgotischen Ziegelbauten der Pfarrkirchen zu Meseritz, Schroda und Bromberg.

Selbst die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Polen einsetzende Gegenreformation konnte die deutsche Kunst, die meist in den Händen der Protestanten lag, nicht unterbinden. Der verfolgte Protestantismus setzte es durch, sich in Lissa zwei Kirchen, die Kreuz- und die Johanniskirche zu bauen. Es entstanden ferner die mit dem Leben des Valerius Herberger verknüpfte Kirche zum Kripplein Christi in Fraustadt und die evangelischen Pfarrkirchen zu Birnbaum und Meseritz. Die aus Italien zu dieser Zeit zuziehenden Bildhauer und Architekten, unter ihnen der Erbauer des Posener Rathauses, Giovanni Battista, beschränkten ihre

Tätigkeit fast ausschließlich auf die größeren Städte. Durchaus deutsch, von keinem in Gediegenheit und künstlerischem Geiste überboten, blieb das Kunsthandwerk. Die Bronzetür der katholischen Pfarrkirche in Schroda fertigte Christof Oldendorf aus Danzig, den berühmten silbernen Sarg des heiligen Adalbert im Gnesener Dom schuf 1662 der Goldschmied Peter von Rennen, ebenfalls aus Danzig.

Besonders wertvoll für die Frage des deutschen Ursprungs sind die Goldschmiede-, Kupfer- und Zinnarbeiten, sowie die Glocken. Alle Goldschmiedearbeiten, die sich in den katholischen und evangelischen Kirchen der Provinz Poseu aus jener Zeit vorfinden, sind ausschließlich deutsche Arbeit. Franz Walter, Christof Neumann, Paul Rab, Michael Meißner, M. Endemann, C. G. Blatt, Hans Jordan, Chr. Zöller, Anton Eiggel, sind die Namen ihrer Meister. Die wertvollsten Stücke bezog man aus Breslau, Thorn, Berlin, Nürnberg und Augsburg, die kleineren und billigeren aus dem Posener Lande selbst, Fraustadt und Lissa marschierten voran. Sie beide waren die Hauptplätze des deutschen Handwerks in der Provinz. Zinngießer und Weber fanden sich hier zahlreich. Der kostbare Altarbehang der Kirche Zaborowo stammt von dem deutschen Weber Christof Winkler aus Lissa. Namen wie Bruck, Witte, Sempel, Nerger, Neubert, Schlenkermann, Schön stehen mit ihrem „fecit" auf den Glocken. Diesem, unter polnischer Herrschaft mit jedem Tage neu errungenen Bemühen gegenüber will es nur selbstverständlich erscheinen, wenn dann im 19. Jahrhundert unter dem Schutze des preußischen Staates zahlreiche Kirchenbauten von namhaften deutschen Architekten entstanden, wenn Rauch für die goldene Kapelle des Posener Domes das Doppelstandbild der Könige Mieczyslaus und Boleslaus Chrobry modellierte, und Namen wie Langhans (evangelische Kirche zu Rawitsch), Schinkel (Schloß Antonin und Owinsk), Adler (evangelische St. Pauluskirche in Bromberg) sich mit der Kunstgeschichte der Provinz Posen verknüpfen.

Lorupp.

Eine Badebekanntschaft.

Von Manfred Georg.

(Nachdruck verboten.)

Eine Schleife kam in mein Zimmer. Dreiwinklig, lilablau. Sie fragte nach ihrer goldblonden Mutter und trippelte zum Fenster. Eine ihrer Seidenspitzen ragte über dessen Bord. Wohl oder übel mußte das Meer draußen plötzlich den Hintergrund zu einer dreijährigen Wohlerzogenheit abgeben. Sie hieß wie eine liebe Freundin. Nachbarn, prosaische, hatten ihren langdahinrollenden Namen Hanelore und den Eindruck eines süßen Puppenwesens zusammengezogen und aus Lore und Puppe ein strolchiges Lorupp gemacht.

Nachdem das kleine lilablaue Wunder meine Kuchendose geleert und einen gelben Strindberg scheinbar mit einem Butterkuchen verwechselt hatte, nahm es ungnädig Abschied und trollte sich hinaus. Es lief über den Strandweg. Sein mauves Mäntelchen, das kokett von den schmalen Schultern fiel, wippte elfenleicht und graziös über den hellen Kies. Draußen gefragt, wo es gewesen, erklärte es, bei „seinem Herrn Freund".

Ich war für die Dauer meines Badeaufenthalts abgestempelt. Lorupps Herr Freund hatte Pflichten wie nur je ein Kavalier seiner Dame gegenüber. Mit vollendeter Grazie nahm sie alle Ritterdienste an. Und erfand immer neue Möglichkeiten, diese ausüben zu lassen. Vorbei war's mit dem Verfaulenzen des Tages am Strand, dem Sonnenblinzeln und Fingerindensandbohren, mit dem stundenlangen Nachdenken: soll ich oder soll ich nicht — mich auf die andere Seite drehen natürlich. Da mußte jetzt Haschen gespielt werden, unermüdlich, als ob ich auch ein Liter Milch des Tages bekam, Kreise gezogen, Sandfestungen gebaut, Meeresspaziergänge gemacht werden und sank der Herr Freund einmal am Ende seiner Kraft müde in den weichen Dünensand, lag er gerade recht, um auf ihm bis nach Afrika zu reiten.

Einmal freilich kam es zu einem herben Streit. Ich saß und schrieb. Freilich an eine andere. Eifersüchtig schoß sie herbei, ein Griff und mein Bleistift schlief irgendwo unterm Sande. Nun finde man einmal Verlorenes in Dünenwellen. Ingrimmig blickte ich auf das kleine Wesen, das, kokett die Schleife gegen den Sonnenuntergang gesteckt, mich unschuldig anlachte. O du —! Ein Griff, diesmal meinerseits, und ihre dreijährige Majestät saß oben auf einem Strandkorb. Sie verlor völlig jede Haltung. Nach einer sprachlosen Minute schrie sie. Mit einer Konzentration und in langen Tönen, daß ich zurückprallte. Sie schrie den ganzen Strand, schrie sämtliche Untertanen vom Herrenbad bis zum Familienbad zusammen. Aufruhr umtobte mich. „Barbar" und „Rohling" waren milde Bezeichnungen, mit denen man mich belegte. Da holte ich sie herunter und angesichts einer Riesenkorona mußte ich sie um Verzeihung bitten. O du kleines — Weib.

Aber auch ich hatte hin und wieder meine Genugtuung. Nein, fix und fertig war Lorupp noch nicht. Wir waren eine große Gesellschaft. Die goldblonde Mutter tätschelte Lorupp über den hübschen Braunkopf: „Du bist doch Mutters Sonnenschein." Lorupp blinzelt und lacht. Murmelt es nach. „Was bist du, Lorupp?" fragt da ein Herr. Lorupp, das schwierige Wort, das sie sein soll, nicht ganz erfassend, bringt in ihrem kleinen Hirn einzige Ideenassoziationen zustande und platzt schließlich heraus: „Muttis Regenschirm".

Ach Lorupp! Der Himmel hängt tief und der Strand ist weit. Wie dünkt mich hier zwischen Papierbergen und dem Trommelfeuer von Geschäftsbriefen deine Miniaturtyrannei köstlich. Deine Namensbase ist kein Ersatz. Dich konnte ich doch wenigstens auf den Strandkorb setzen.

▫ ▫ Bunte Chronik ▫ ▫

* **Ein Flugzeug auf Schienen.** Um den Flugzeugpassagieren das lästige Umsteigen aus dem Zuge, der sie nach dem Flugplatz bringt, in den Aroplan zu ersparen, ist man in England auf einen praktischen Einfall gekommen. Der Salonwagen des Flugzeugs wird so gebaut, daß er auf Schienen gesetzt und in jeden beliebigen Zug eingeschoben werden kann. Die Passagiere nehmen dann ihre Plätze auf der Bahnstation im Herzen der Großstadt ein, fahren mit dem Zuge bis zum Flugplatz, und hier wird der Wagen, ohne daß sie aussteigen müssen, zum vollständigen Flugzeug montiert, mit dem sie sich in die Luft erheben. Bei der Ankunft vollzieht sich dann dasselbe.

*

* **Was heute das Notenschreiben kostet.** Einen sehr interessanten Prozeß hätte eine Streitigkeit zwischen dem Komponisten Eugen d'Albert und dem Drei-Masken-Verlag geben können, wenn sie nicht durch einen Vergleich aufgehoben worden wäre. Eugen d'Albert hatte vor elf Jahren mit dem Drei-Masken-Verlag einen Vertrag über seine Oper „Sirocco" abgeschlossen und sich gleichzeitig verpflichtet, seine beiden nächsten Werke ebenfalls dem Verlag für einen Pauschalbetrag von 50 000 Mark zu überlassen. Als der Verlag jetzt auf Grund dieses Vertrages d'Alberts demnächst erscheinende Oper „Mareika" einforderte, verlangte der Komponist ein der Geldentwertung angepaßtes Honorar, mit der Begründung, daß er allein für die Herstellung der Partitur an Notenpapier das Vierfache des vereinbarten Honorars gebraucht habe. Da der Drei-Masken-Verlag diese Forderung ablehnte und der Komponist demzufolge vom Vertrag zurücktrat, kam es zu dem Prozeß, dessen Austragung jedoch durch eine gütliche Vereinbarung der beiden Parteien verhindert wurde.

*

* **Die Seeschlange ist wieder da!** Im Gefolge der Hitzwelle ist in Amerika jetzt endlich auch die langvermißte Seeschlange aufgetaucht, die ja in den Hundstagen nicht wohl fehlen darf. Sie wurde diesmal von einer Gesellschaft Chicagoer Automobilisten gesichtet, die eine Vergnügungsfahrt durch den Staat Nebraska machten. Als sie durch eine Panne genötigt waren, am Ufer eines Sees zu rasten und ein provisorisches Lager zu beziehen, wurden sie in der Nacht durch ein furchtbares Gebrüll aufgeschreckt, das von dem See herüberschallte. Als der Tag dämmerte, sahen sie zu ihrem Entsetzen aus dem See ein Riesentier einer völlig unbekannten Art auftauchen, das sofort wieder unter Wasser verschwand. Der Hals des Ungeheuers war nach der Erklärung der Automobilisten so lang wie der der Giraffe, und aus der Stirn reckte sich ein grausiges, langes Horn in die Höhe. Da die Anwohner des Seeufers während des Jahres wiederholt den Verlust von Vieh zu beklagen hatten, so leuchtete den Bewohnern die Erzählung durchaus ein; sie wußten nun, wer für das rätselhafte Verschwinden ihres Viehs verantwortlich zu machen sei und sorgten für weiteste Verbreitung der schaurigen Hundstagsmär.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.